

**»Als Statue Gottes  
schuf er ihn, männlich  
und weiblich schuf er  
sie« (Genesis 1,27)  
Kreatur und Kunst  
nach dem biblischen  
Schöpfungsbericht**

**Neuere Arbeiten:**

- B. Orkling.* Die Gottebenbildlichkeit im alten Ägypten und im Alten Testament (Ägypten und Altes Testament 7) Wiesbaden, Harrassowitz, 1984;
- C. Dohmen.* Das Bilderverbot. Seine Entstehung und seine Entwicklung im Alten Testament (Bonner Biblische Beiträge 62) Königstein – Bonn, Hanstein, 1985;
- J. Scharbert.* Der Mensch als Ebenbild Gottes in der neueren Auslegung von Gen 1,26, in: Weisheit Gottes – Weisheit der Welt. Festschrift für Joseph Kardinal Ratzinger, St. Ottilien, EOS, 1987, 241-258;
- E. Zenger.* Gottes Bogen in den Wolken. Untersuchungen zu Komposition und Theologie der priesterschriftlichen Urgeschichte (Stuttgarter Bibelstudien 112) Stuttgart, Katholisches Bibelwerk, 1987;
- G. A. Jónsson.* The Image of God. Genesis 1:26-28 in a Century of Old Testament Research (Coniectanea Biblica, OTS 26) Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1988;
- W. Groß.* Die Gottebenbildlichkeit des Menschen nach Gen 1,26.27 in der Diskussion des letzten Jahrzehnts, BN 68 (1993) 35-48;
- A. Angerstorfer.* Ebenbild Gottes in babylonischen und assyrischen Keilschrifttexten, BN 88 (1997) 47-58.

Bei zitierten antiken Texten sind nur die Autoren genannt, deren Veröffentlichung das Zitat entnommen ist, mit der aufsatzinternen Zitatnummer. In einigen Fällen wurde die Übersetzung leicht abgewandelt.

Vortrag im Rahmen einer gemeinsamen Ringvorlesung »Künstlerisches Denken und theologisches Sehen« der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen und der Hochschule für Bildende Künste / Städelschule (WS 1997/98)

**I. Einleitung**

**Ein Fall von textlicher  
Feierlichkeit**

Die Überschrift meines Vortrags, die ich ins Programm gesetzt habe, ist ein Torso, vergleicht man sie mit dem biblischen Text, aus dem sie genommen ist. Dort heißt es nämlich in gezielter Redundanz:

*Gott erschuf den Menschen als seine Statue.  
Als Gottesstatue erschuf er ihn.  
Männlich und weiblich erschuf er sie  
(Gen 2,27).*

Ein dem in der Syntax vergleichbarer Dreischritt der Aussage findet sich im Schöpfungstext von Genesis 1 an keiner anderen Stelle. Dreimal heißt es: »Er erschuf.« Dieses Verbum (bārā') steht im ganzen Text nur sieben mal – die heilige Zahl! Sonst heißt es einfach: »Er machte.« Zweimal steht das Verb »erschaffen« vorher, zweimal nachher. Hier, in Mittelposition, steht es dreimal in einer einzigen, immer neu variierten Aussage.

Wir sind deutlich an einem Aussagegipfel. Die Feierlichkeit dieses Verses wird höchstens noch balanciert durch den feierlichen Schluß, wo Gott nach den sechs Tagen Arbeit am siebten Tag von seinem Werk ausruht. Denn auch das wird in drei Sätzen gesagt, und alle drei schließen mit dem stets leicht variierten Refrain von dem »Werk, das er geschaffen hatte« (Gen 2,2-3).

Nach Genesis 1 ist die ganze Schöpfung ein Kunstwerk, Gott ist der Künstler. Der Mensch, die »Gottesstatue«, ist das Kunstwerk im Kunstwerk. Der Dreischritt des Textes, der nur noch am Ende seinesgleichen hat, formalisiert das.

Der Dreischritt, nochmals genauer besehen: Da ist zunächst die schlichte Aussage »Gott erschuf den Menschen.« Sie wird sofort konturiert: (Er erschuf ihn) »als seine Statue.« Dann, als müsse man solch eine Aussage auf der Zunge zergehen lassen, wird sie wiederholt, nur umgedreht, und dadurch wird das Wort von der Statue, das im ersten Satz wie ein Zusatzgedanke war, zur Hauptsache: »Als Gottesstatue erschuf er ihn.« Doch damit ist offenbar noch nicht geklärt, wer »der Mensch« ist, von dem das gesagt wird. Ist es der erste Mensch, der Urmensch, vielleicht sogar der Mann? Nein, ein dritter Satz treibt jetzt alles in den Plural und in die grundlegendste aller menschlichen Differenzierungen hinein: »Männlich und weiblich erschuf er sie.« Es heißt nicht »als Mann und Frau«, sondern »männlich und weiblich«. Nicht an ein Urmenschenpaar ist zu denken. Es geht um die ganze Menschheit. Sie insgesamt, dazu in ihrer vielfachen Differenzierung, vor allem aber in der grundlegendsten, der geschlechtlichen, ist die »Gottesstatue«, die der Weltarchitekt und Protagonist aller Künstler namens Gott in seine Welt hinein erschafft.

## II. Hauptteil

# Der Mensch als Gottesstatue - was heißt das?

Falls Ihnen das Anfangskapitel der Bibel vertraut ist, wird Sie zweifellos meine wie selbstverständlich gebrauchte Übersetzung durch das Wort »Statue« gewundert haben. Sie wird Ihnen kaum schon begegnet sein. Bei Martin Luther werden Sie gelesen haben: »VND Gott schuff den Menschen *Im zum Bilde*.« Martin Buber sagt: »Gott schuf den Menschen *in seinem Bilde*, die Deutsche Einheitsübersetzung: »Gott schuf den Menschen *als sein Abbild*,« die Gute Nachricht: »Gott schuf den Menschen *nach seinem Bild*.« Von einer Statue spricht kein Übersetzer. Und an dieser Bibelstelle hängt ja auch der jahrtausendealte Theologendiskurs über die Gottebenbildlichkeit des Menschen, der noch in unserem Jahrhundert zu einer großen Fehde zwischen den Theologen Karl Barth und Emil Brunner geführt hat. Es ging dabei um letzte Fragen des Verhältnisses von Gott und Mensch, von Natur und Übernatur. Warum also plötzlich, losgelöst von der geheiligten Sprachtradition, ein neues Wort, dazu ein so konkretes: Statue?

## 1 Warum »Statue«, und nicht »Ebenbild«?

Der Grund ist banal. Es ist der sogenannte Fortschritt der Wissenschaft. Wir können heute einfach den Bibeltext genauer übersetzen. In unserem Jahrhundert wissen wir durch Textfunde in Ägypten und Mesopotamien und auch durch neue hebräische Texte einfach mehr über das hier gebrauchte hebräische Wort (*tsalem*), und noch mehr über die Vorstellungen der Welt von damals, die in unserem Text zum Zuge kommen. Das Wort läßt sich in der Tat am besten mit »Statue« übersetzen. Es kann zwar auch für Reliefs und Wandzeichnungen verwendet werden, aber meistens, vor allem auch in der damals dominanten mesopotamischen Kultur, bezeichnet es (als *tsalmu*) eine Statue. In unserem Text muß ebenfalls diese Normalbedeutung vorliegen. Das zeigt sich, wenn wir uns einmal das Gesamtkonzept dieses sogenannten Schöpfungsberichts am Anfang der Bibel ansehen.

Um aber vorher den Unterschied zwischen der üblichen Rede von der Gottebenbildlichkeit und der Rede von einer »Gottesstatue« ein wenig herauszuarbeiten: Sagen wir, der Mensch sei »nach dem Bilde Gottes« geschaffen, dann denken wir an das *Wesen* des Menschen, an seine *Eigenschaften*. Sein Wesen gleicht dann dem Wesen Gottes, als dessen Ebenbild er gilt. Seine Eigenschaften nähern sich den göttlichen Eigenschaften. Traditionell denkt man vor allem an den Menschen als geistiges Wesen, an die menschliche Freiheit, an die menschliche Dialogfähigkeit. In unserem Jahrhundert wurde selbst die Idee vom »aufrechten Gang« ventiliert.

Die Rede von einer »Statue« dagegen versetzt uns in andere Zusammenhänge: Sie stellt uns etwa vor ein Denkmal. Dort ist jemand dargestellt. An ihn soll man sich erinnern. Er ist selbst nicht da, aber die Statue ruft ihn in Erinnerung. Ob die Darstellung realistisch, idealisiert oder gar frei erfunden ist, spielt keine allzu große Rolle. Wer das Denkmal sieht, erinnert sich. Die Statue hat eine Funktion. Sie evoziert.

Oder wir denken an einen Tempel, wo eine Götterstatue steht. Sie vertritt den unsichtbaren Gott. Vor ihr, der Repräsentanz des Gottes, wirft man sich nieder. Ja man glaubt in ihr den Gott selbst mit seiner Kraft präsent. Daß es dabei nicht um gestalthafte Ähnlichkeit geht, ist klar. Es geht um magisch-zeichenhafte Präsenz. Gerade im alten Orient konnten Gottesstatuen höchst unrealistisch, bizarr und ungestaltig sein. Man suchte in ihnen nicht die Fotografie. Man suchte das Symbol der Präsenz, den Ausgangspunkt wirkender Kraft in die Welt und ins eigene Leben hinein.

Ebenbildlichkeit sagt also eine Entsprechung zwischen Dargestelltem und Darstellung, Statue sagt Bezug zwischen denen, die sich ihr nähern, und dem, den sie repräsentiert, vermittelt durch dieses plastische und an festem Ort platzierte Kraftzentrum »Statue«. Beides stammt aus Künstlerhand, das realistische Bild wie die kraftvermittelnde Statue, und ohne Rücksicht darauf, ob sie dem Repräsentierten gestalthaft wirklich gleicht. Wir sehen hier die Spannweite dessen, was künstlerisch möglich ist. Was es ausmacht, ob man »Ebenbild« oder »Statue« übersetzt, dürfte auf der Hand liegen.

Im Schöpfungstext am Anfang der Bibel Israels zwingen die Fakten die neuere Bibelwissenschaft also immer mehr, die Rede vom Menschen als gottähnlichem Wesen durch die Rede vom Menschen als Statue Gottes im Kosmos zu ersetzen. Das paßt allerdings genau in den Gesamtduktus des Textes hinein. Zu ihm jetzt also!

## 2 Rahmen der Zeit, Rhythmus der Tage, Gefüge der Werke

Wer den Text von Genesis 1 im Ohr hat, wird vor allem den dargestellten Handlungsrythmus hören: Die sechs Tage der Welterstellung, der Arbeit, und dann der siebte Tag der Ruhe. Oder man wird darüber hinaus sogar das kunstvoll über die sechs Arbeitstage gelegte Schema der acht Schöpfungswerke wahrnehmen. Das Licht, und mit ihm der Weltrhythmus Zeit, am ersten Tag – ein Thema, das am vierten Tag, also in der Mitte, und am siebten Tag, also am Ende, wiederaufgenommen wird. Es umklammert also die ganze Schöpfungsdarstellung von Anfang bis Ende. Alles Geschaffene ist Sein in der Zeit. Innerhalb des Sechstages- und Achtwerke-schemas geht es dann um den Raum und die Dinge. So erblickt man das ins Urwasserchaos hineingestemmte Himmelsgewölbe am zweiten Tag, unter dieser schützenden Glocke dann drittens das Emportauchen der Kontinente aus dem Ozean und auf ihnen viertens das Entstehen der Vegetation, beides am dritten Tag; dann in einem zweiten Gang, der Belebung des so entstandenen Weltraumes, die Erschaffung der Gestirne am vierten Tag, die Erschaffung der Tiere im Wasser und in der Luft am fünften Tag, die Erschaffung einmal der Tiere des Landes, zum andern des Menschen am sechsten Tag.

Im Verlauf der sechs Tage wird ein Bildaufbau hochgefahren, der in sich so logisch und überzeugend klingt, daß man ihn fast zweitausend Jahre lang als Naturwissenschaft verkannt hat – die Fundamentalisten in Amerika und auch bei uns nehmen ihn heute noch so und

geraten dann angesichts der heutigen Naturwissenschaft in Glaubenskonflikte.

Nötig wäre das nicht. Denn eigentlich wird ein *Bild*, und durch das Bild eine große *These über die Welt* entworfen. Ein Bild wird entworfen, keine Naturgeschichte. Das sieht man schon daran, daß der Anfang der Dinge und die Gestalt der Schöpfung im alten Orient und auch im alten Israel ja auch in ganz anderen Bildern geschildert werden konnten. Nicht im Bild des weltkonstruierenden göttlichen Architekten und Künstlers, sondern in dem des göttlichen Kämpfers mit dem Chaosdrachen, der den Drachen tötet und das Chaos in Kosmos verwandelt. Oder der Kosmos erscheint nicht als Hohlraum, sondern im Bild des Weltenberges, der den Himmel berührt, oder des Weltenbaums, in dem die Vögel des Himmels nisten. All das war nicht naturhistorisch gemeint, sondern deutete als Bild das Ganze unserer Welt.

So auch Genesis 1, der Text, den Israel an den Anfang des biblischen Kanons gestellt hat. Er ist noch nicht wirklich verstanden, wenn man nur das Schema der sieben Tage und der acht göttlichen Werke beobachtet. Näher ist man schon, wenn man sieht, daß zunächst ein Raum erstellt und daß dieser dann mit beweglichen Wesen ausgefüllt wird. Doch was für eine Art von Raum ist das? Wo liegt das Analogon? Diese Frage erst führt zur Aussagenspitze. Hier wird der Titel dieser Ringvorlesung aktuell – »Künstlerisches Denken und theologisches Sehen.« An diesem Schöpfungstext muß der Theologe sehen lernen, sonst kommt er dem Text nicht auf die Schliche. Er darf hier nicht nur zu denken versuchen. Was sieht er, wenn er sich in die Perspektive des Textes hineinbegibt?

## 3 Das Bild eines Hauses entsteht

Um es auf eine einfache Formel zu bringen: Gott ist Architekt, er baut ein Haus und füllt es an. Er baut sich nicht selbst ein Haus – wie der Gott Baal im alten Epos aus Ugarit, der die anderen Götter belästigt und bedrängt, bis sie ihm schließlich auf hohem Berg ein Haus bauen, das zugleich Königspalast und Tempel ist. Der Schöpfergott der Bibel baut andern ein Haus. Aber ein Haus baut er. Wenn wir das Haus als Hintergrundvorstellung sehen, beginnen wir, den Text zu begreifen.

Wir müssen Gebäude vor Augen haben wie etwa den Felsendom in Jerusalem, diese riesige, wunderbare, goldüberdeckte Kuppel auf schweren Mauern und Pfeilern über dem festen Felsenfundament. Dann erkennen wir das kosmische

Haus dieses Schöpfungstexts, ins Chaoswasser hineingestemmt. Das Himmelsgewölbe oben und die feste Erde unten umfassen den Welinnenraum, der ein kosmisch dimensioniertes Hausinneres ist. Das Bild sagt Sicherheit und Bergung.

Dieses Haus wird ausgestattet. Wie ein Teppich und wie Mobiliar wird die vielfältige Vegetation auf der Erde ausgebreitet. Ja, genau besehen, noch mehr. Es wird zu sehr betont, daß die Bäume Früchte tragen, als daß das nichts zu bedeuten hätte. In diesem Haus sind für die zu erwartenden Bewohner schon die Tische gedeckt. Sonne, Mond und Sterne werden dann am Gewölbe als Lampen befestigt. Wo Luther lieblich von »liechtern« spricht, da könnte man vom Hebräischen her ruhig »Lampen« sagen. Dann kommen die Bewohner: all die sorgfältig klassifizierten Tiere des Wassers, der Luft und des Festlands. Sie alle sind Bewohner in diesem kosmischen Haus. So auch, am Ende, der Mensch. Doch er ist noch mehr. Er ist in diesem Haus die »Gottesstatue«. Das ist seine Prärogative. Was heißt das? So sehr es uns interessiert, wir stellen die Frage, was das heißt, noch ein wenig zurück und bleiben zunächst beim Sinn dieses Bildes »bergendes Haus«.

Es setzt ein Daseinsgefühl der Gefährdung und des Ausgesetztseins voraus. Hier vibrieren offenbar heimlich die Angst und die Unsicherheit. Ihnen antwortet das Bild des Hauses: Habt keine Angst, fürchtet euch nicht, die Wasser der Zerstörung werden abgehalten! Sie sind da, doch sie bleiben draußen vor. Gott hat euch und allen anderen Tieren der Welt ein Haus gebaut. Die Mauern halten, und innen kann das Leben blühen. Der Tisch ist gedeckt. Nur pflanzliche Nahrung wird den Menschen wie den Tieren zugewiesen. Kein Tier muß geschlachtet oder aufgefressen werden. In diesem Haus des Lebens muß es keine Gewalt der einen gegen die andern zu geben. Selbst die kulinarische Variante des Chaos kann draußen bleiben.

Daß diese Deutung richtig ist, zeigt die Komplementärgeschichte, die einige Kapitel später im Buch Genesis kommt, die Erzählung von der großen Flut (Genesis 6–9). Die Gewalttat ist doch eingebrochen, und so ist das Haus des Lebens im Innern verrotten. Das zeigt sich im Bild darin, daß es den Fluten, die von außen andrängen, nicht mehr standhalten kann. Die Wasser unten und oben durchbrechen die Schleusen und dringen ein. Die Sintflut verwandelt das Haus des Lebens ins Gegenteil. Alles Lebendige geht unter. Wir müssen diese Anti-Schöpfungsgeschichte jetzt nicht im einzelnen verfolgen. Vor allem auch deshalb nicht, weil sie zwar das Gegenbild ist, doch zugleich

dann durch den Schöpfer abermals zu einer Schöpfungsgeschichte wird. Gott rettet auf einer Arche einen Kernbestand von Menschen und Tieren, läßt die Wasser sich verlaufen und stiftet in einem feierlichen Bund eine neue Weltordnung, in der nun in genau begrenztem Maß auch Gewalt in der Welt zugelassen wird. Die zweitbeste Welt gewissermaßen, die Welt, in der wir heute leben. Uns kommt es jetzt nur darauf an, daß das Bild von der Schöpfung als Haus in der Tat das Haus als Raum der Sicherheit und der Geborgenheit meint, den Raum, in dem die Tiere und Menschen beschwingt und glücklich leben können.

In diesem Haus also gibt es einen Unterschied zwischen den Tieren und dem Mensch. Allein der Mensch ist »Statue Gottes«. Damit sind wir endgültig an dem Punkt, wo wir klären müssen, welche Funktion einer »Gottesstatue« in einem so symbolgeladenen Haus zukommt.

#### **4 Der Tempel als Ort der Gottesstatue**

Hier kommt man nun allerdings nur weiter, wenn man sich mit den kulturellen Vorstellungsmustern der Entstehungszeit und des Entstehungsraumes des Textes vertraut macht. Ich fange ganz harmlos an, beim Stichwort »Haus«.

Zumindest im Hebräischen gibt es im normalen Sprachgebrauch keine Differenzierung zwischen den vielen Häusern auf dem Land und in der Stadt einerseits und zwei besonderen Arten von Gebäuden andererseits, dem Palast und dem Tempel. Wir können in unserer Sprache weder bei einem Königspalast noch bei einem Tempel einfach von einem Haus reden. Wir haben gerade noch das Wort »Gotteshaus«. Doch in Israel war auch beim Palast und beim Tempel die Rede vom »Haus« das Normale. Der Palast war das Haus des Königs, der Tempel war das Haus Gottes.

Sobald wir nicht nur an Israel denken, dessen Kult zu der Zeit, in der unser Text entstand, längst schon anikonisch war, sondern unseren Blick auf die gesamte Kultur des vorderen Orients richten, wird natürlich sofort deutlich, wohin die Statue eines Gottes gehört: in den Tempel. Sie steht im Tempel vorn an hervorgehobener Stelle. Durch sie und in ihr ist die Gottheit präsent. Alles, was im Tempel geschieht, geschieht vor ihr und auf sie hin. Nicht ihretwegen, sondern weil sie für die Gottheit steht. Doch deshalb laufen alle Linien des Geschehens im Tempel auf sie zu und in ihr zusammen.

Wenn nun in Genesis 1 die Welt als ein Haus geschaffen wird, und wenn in diesem Haus der Mensch die Gottesstatue ist, dann müssen wir

unser bisher gewonnenes Bild präzisieren. Dann ist diese Schöpfung gar nicht mit irgendeinem Haus verglichen, in dem Menschen leben und wohnen, sondern mit einem Tempel. Nur dann macht es Sinn, daß in dem Haus der Schöpfung eine Gottesstatue steht, und dies offenbar als das Größte und Heiligste, was Gott geschaffen hat. Aber läßt sich das durchdenken? Läßt sich die Lebens- und Sicherheitsmetaphorik durchhalten, wenn das Bild des Hauses sich plötzlich ins Bild des Tempels verwandelt?

Einem Bilddenken, das von unserer Kultur her programmiert ist, könnte das Schwierigkeiten bereiten. Doch auch dem der Antike? Die Tempel waren etwas anderes als heute unsere kahlen Kirchenhallen, die oft nur am Sonntag aufgeschlossen werden. In den heiligen Bezirken der Tempel lebten viele Menschen ihr ganzes Leben. Dort fanden auch festliche Mähler statt, täglich wurden Opfer dargebracht, die man, wenn sie nicht ganz verbrannt wurden, dann fröhlich verzehrte. Wer die Psalmen Israels betet, weiß, daß der Zionstempel der Zufluchtsort war. Dorthin floh der Verfolgte. Dort suchte der schuldig Gewordene Asyl. Dort war man, zumindest vorerst einmal, in Sicherheit. Die Tempelsymbolik Israels ist voll von Motiven des Lebens und des Glücks, die an diesem Ort zu finden sind. Dort strömen die Wasser des Lebens. Dort deckt Gott den Seinen den Tisch im Angesicht ihrer Feinde.

Ich muß das nicht entfalten. Ich will nur sagen: Für den Menschen in Israel waren das von Menschen bewohnte Haus in Stadt und Land als Symbol der Bergung vor den Gefahren der Natur und der Mitwelt und der Tempel als Ort der Gegenwart Gottes kein Gegensatz. Nahtlos geht die Symbolik des Hauses, in dem die Familie wohnt, und des »Hauses« eines Gottes ineinander über. So wird das Haussymbol, das Genesis 1 für die Schöpfung entfaltet, keineswegs durchkreuzt, wenn am Höhepunkt des göttlichen Schöpfungswerks der Mensch geschaffen wird, und zwar als eine Gottesstatue in diesem Haus.

Was bedeutet das aber nun? Bevor wir hier weiterdenken, gilt es, unsere Information noch einmal zu erweitern. Wir müssen auch noch das andere Haus ins Auge fassen, das aus der Masse der Häuser herausragt, den königlichen Palast. Und natürlich den, der darin thront, den König.

## 5 Der König, die lebendige Gottesstatue im Palast

Wir können uns von diesem Blick gar nicht dispensieren. Denn als unser Genesistext im 6. Jahrhundert vor Christus, zur Zeit des babyloni-

schen Exils, verfaßt wurde, hatte das Thema »Gottesstatue« im alten Orient schon eine lange Reise hinter sich. Nicht erst der Genesistext hat die Gottesstatue zu einer Metapher gemacht. Sie war schon seit mehr als einem Jahrtausend eine tief ins kulturelle Bewußtsein eingesenkte symbolische Chiffre. Zumindest in der Sprache war die Gottesstatue schon im zweiten Jahrtausend vor Christus vom Tempel in den Palast hinüber transportiert worden.

Das geschah zuerst in Ägypten, wo der Pharaon seit der zweiten Zwischenzeit, also etwa seit 1780 vor Christus, als »Statue Gottes«, genauer: des Sonnen- und Schöpfergottes, bezeichnet wird. So sagen zum Beispiel auf einem Relief die Hofbeamten huldigend zum König:

*Als seine Statue hat Re dich eingesetzt, zur Rettung des Schiffbrüchigen (d.h. des Schwachen, der im Leben gescheitert ist). (Ockinga 21)*

Daß es dabei um die Stellvertretung des Gottes im irdischen Regiment geht, wird schön deutlich aus einer Inschrift auf einer Stele Amenophis III. Es spricht der Gott Amun-Re-Kamutef zum König:

*Du beherrscht es (das Land) als König so wie (ich zu der Zeit), als ich König über Ober- und Unterägypten war; du bewirtschaftest es für mich aus liebendem Herzen, denn du bist mein geliebter Sohn, der aus meinem Leib hervorgegangen ist, meine Statue, die ich auf Erden aufgestellt habe. In Frieden lasse ich dich das Land regieren, indem du die Häupter aller Fremdländer tilgst. (Ockinga 22=150)*

Auf einer Stele Ramses II. sagen die königlichen Beamten von ihrem Herrn:

*Du bist auf Erden die lebende Statue deines Vaters Atum in Heliopolis; Machtwort ist in deinem Munde, Weisheit in deinem Herzen, der Ort deiner Zunge ist die Kapelle der Gerechtigkeit; Gott sitzt auf deinen Lippen, dein Wort geschieht (d.h. erfüllt sich) jeden Tag. (Ockinga 152)*

Das Vokabular, in dem diese Vorstellung ausgedrückt wurde, ist vielfältig. Allein vier verschiedene ägyptische Wörter wurden für »Statue« gebraucht. Doch gemeint war stets, daß der Pharaon aus dem Palast heraus jene Funktion ausübt, die die Gottesstatue im Tempel innehat: Er war wie die Statue im Tempel Gottes Repräsentant auf Erden. Im Gegensatz zur unbeweglichen Statue konkretisierte sich sein Repräsentantsein jedoch in der Ausübung seiner Herrschaft. Wesensmerkmale dieser Herrschaft sind

Weisheit, Barmherzigkeit und Kraft. Drei weitere ägyptische Wörter traten hinzu, die diese Statuen-Funktion des Pharaos dann auch in der Gottähnlichkeit seines Wesens und Handelns begründeten.

Die ägyptische Vorstellung vom Pharaos als Statue Gottes war also wohlreflektiert, es war kein zufällig einmal jemandem eingefallenes Bild. Sie gehörte zur offiziellen Königsideologie. Sie wandelte sich im Laufe der Zeit in ihren Einzelaspekten zusammen mit der inneren Wandlung der ägyptischen Königsideologie überhaupt. Doch die Chiffre verblaßte nicht. So differenziert wie in den viel älteren ägyptischen Texten für den Pharaos tritt der Gedanke der Gottesstatue in Genesis 1 für den Menschen nicht auf. Es werden zwar nebeneinander zwei Wörter gebraucht: *tselam* und *demüt*, »Statue« und »Vergleichbarkeit«. Aber das zweite ist so heruntergespielt, daß es eher auf Unähnlichkeit zwischen Gott und Mensch hinausläuft als auf Ähnlichkeit. Es ist vermutlich doch nicht mehr als ein Parallelwort zu »Statue«. Eine terminologische Abhängigkeit von der differenzierten ägyptischen Bildterminologie ist nicht vorhanden, und eine ähnliche Differenzierung wie dort zwischen der Aussage, der König als Statue Gottes repräsentiere ihn vor seinen Untergebenen, und der Aussage, das sei darin begründet, daß sein Wesen und Handeln dem Wesen und Handeln der Gottheit gleiche, ist unwahrscheinlich. Also eher keine direkte Abhängigkeit unseres Textes von der ägyptischen Königsideologie!

Trotzdem gibt es geschichtliche Zusammenhänge. Soweit wir sehen können, sind sie nur viel komplizierter. Sie scheinen über Assyrien zu laufen, also über den mesopotamischen Kulturraum.

Im frühen Mesopotamien, vor allem im sumerischen Bereich, hat es eine Vorstellung vom König als der Statue einer Gottheit nicht gegeben. So sehr Palast und Tempel zusammenhängen – die Gottesstatue im Tempel und der König im Palast waren nicht parallelisiert. Erst recht hatte der König die Funktion der Statue nicht in sich aufgesogen. Der Gedanke, der König sei eine Gottesstatue, begegnet uns im mesopotamischen Raum zum erstenmal im mittelassyrischen Tukulti-Ninurta-Epos. Die Keilschriftkopie, die wir besitzen, stammt aus dem 9. Jahrhundert vor Christus, doch es handelt sich um eine Propagandaschrift, die aus den Lebzeiten Tukulti-Ninurtas I. selbst stammen dürfte, also aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vor Christus.

In der Passage, die uns interessiert, wird zunächst der göttliche Ursprung des Königs

ausgesprochen. Seine Erschaffung ist göttliche Zeugung. Dann wird daraus gefolgert, daß er die »Statue« des Gottes Enlil ist. Ich möchte den Text trotz seiner so ungewohnten Ausdrucksweise doch vorlesen. Ich folge dabei Übersetzung des Assyriologen K. W. Chang:

*Mit der Bestimmung des Nudimmud (=Enki) ist sein Maß gerechnet unter die Götterleiber. Auf die Entscheidung des Herrn der Länder (= Enlil) kam seine »Hinschüttung« durch den Gebärmutterhals der Götter in Ordnung. Er (= Tukulti-Ninurta) ist das bleibende Bild (= Kultstatue) des Enlil, der den Ausspruch der Leute, den Rat des Landes hört. Er pries ihn dafür mit (seinen) Lippen, daß er auf ihn als den »Vertreter« des Herrn der Länder freundlich geachtet hatte. Enlil wie der leibliche Vater hat er ihn (= Tukulti-Ninurta I.) nächst seinem erstgeborenen Sohn erhöht. (Angerstorfer 1)*

Die Konsequenz der göttlichen Zeugung des Königs ist also seine Funktion als Gottesstatue. Das einzige Tun, das in diesem Zusammenhang genannt wird, ist das Hinhören auf das, was die Leute dem König sagen, der »Rat des Landes«. Es ist also die weise und realitätsorientierte Herrschaftsausübung. Die Vorstellung entspricht der gleichzeitigen Vorstellung in Ägypten, und für eine Übernahme ägyptischer Vorbilder sprechen auch andere ägyptisierende Formulierungen in Bauinschriften Tukulti-Ninurtas I. Für den Vergleich mit Genesis 1 ist vor allem wichtig, daß genau in dem Text, in dem die ägyptische Vorstellung vom König als der Gottesstatue in den mesopotamischen Raum einzudringen scheint, alles mit einer Schöpfungsaussage verbunden ist.

Ein halbes Jahrtausend später, im neuassyrischen Reich des siebten Jahrhunderts vor Christus, war Jerusalem und Juda ein Teil des Reiches, und der Kultureinfluß Assurs war außerordentlich stark, wie in der Forschung fast von Jahr zu Jahr deutlicher wird. Über die höfische Sprachwelt dieser Zeit erfahren wir viel aus dem bisher schon 63 Briefe umfassenden Briefkorpus eines Beschwörungspriesters, Hofastrologen und Tempelarztes namens *Adad-schumu-utsur*, der der persönliche Exorzist des Königs Asarhaddon war und auch unter Assurbanipal noch lebte. Er nennt in einem Brief den König Asarhaddon den »Sonnengott des Volkes« und sagt von ihm »der König, der Herr der Länder, die Statue des *Schamasch* (ist) er!« (Angerstorfer 2.1) An Asarhaddons Nachfolger Assurbanipal schreibt er:

*Der Vater des Königs, meines Herrn (= Asarhaddon), die Statue des (Gottes) Bel war er, und der*

*König, mein Herr (= Assurbanipal) (ist) das Ebenbild des (Gottes) Bel. « (Angerstorfer 2.2)*

Die Herkunft dieser Aussagen aus einem normalen, wenn auch in der obersten Elite des Reiches laufenden Briefwechsel zeigt, daß die Rede vom König als einer Gottesstatue in Assur inzwischen selbstverständlich und stereotyp geworden war. Daß die Vorstellung sich auch in der Sinnwelt der jüdischen Elite vorfand, die nach dem baldigen Zusammenbruch des neuassyrischen Reiches von den Babyloniern, den neuen Herren der Welt, nach Babylon deportiert wurde, ist anzunehmen – zumindest war das Wissen vorhanden, daß die großen Weltenherrscher, denen man selbst ausgeliefert war, sich als die »Statuen« ihrer Götter bezeichnen ließen.

Hier ist zweifellos die geistige und sprachliche Vorgabe zu suchen, aus der die Formulierung im Text von Genesis 1 erwuchs. Denn das Wort, das im biblischen Text für Statue verwendet wird (*tsalem*), ist das genaue hebräische Äquivalent für den keilschriftlichen Terminus der assyrischen Texte (*tsalmu*). Beide heißen »Statue«. Im Hebräischen hätten noch mehrere andere Wörter zur Verfügung gestanden. Aber man hat offenbar bewußt ein Wort ausgewählt, das nicht durch Verwendung bei Israels Götterbilderverbot oder in seiner Götterbilderpolemik vorbelastet war. Vielleicht war das hebräische Wort sogar ein Fremdwort aus der dominierenden Kultur, so wie wir ja jetzt unsere Sprache immer mehr mit amerikanischem Wörtermüll anreichern. Auf jeden Fall war es geeignet, ohne falsche Nebenassoziationen den Gedanken an Götterstatuen und ihre wirkmächtige Funktion in den Tempeln der Völker einzuführen, um dies dann metaphorisch zu verwenden.

## 6

### **Der Mensch als königlicher Hirte aller Tiere**

Nun muß ich ein Geständnis machen. Es gibt in Ägypten auch einige Texte, die nicht vom König, sondern von allen Menschen als Bildern Gottes sprechen. So heißt es etwa in der Lehre für Merikare von den Menschen allgemein:

*Wohl versorgt sind die Menschen,  
das Vieh Gottes.*

*Er hat geschaffen Himmel und Erde  
um ihretwillen.*

*Er hat vertrieben den Gierigen des Wassers.*

*Er hat die Luft geschaffen, damit  
ihre Nasen leben.*

*Seine Abbilder sind sie, aus seinem  
Leib gekommen. (Ockinga 75)*

Doch hier läßt sich ebensowenig wie bei den anderen ägyptischen Texten ein direkter Zusammenhang nachweisen. Zwar gibt es eine unmittelbare Nähe zur Schöpfungsaussage. Die Menschen sind Gottes Abbilder, weil sie von Gott (in der Schöpfung) geboren wurden. Schöpfung und Zeugung fließen, wie oft in Ägypten, völlig ineinander. Und so sind die Menschen Abbilder Gottes, wie die Söhne und Töchter Abbilder ihrer Eltern sind. Diese Nuance des Abbildgedankens findet sich sogar auch im Buch Genesis – nämlich am Anfang des Menschheitsstammbaums in Gen 5,3:

*Als Adam 130 Jahre alt war, zeugte er einen als seine Ähnlichkeit, gleichsam seine Statue, und er gab ihm den Namen Set.*

Aber es gibt hier einen eklatanten Unterschied der Formulierung gegenüber Gen 1,27, dem Text, mit dem wir uns bisher beschäftigt haben. An den Anfang der Aussage tritt ein anderer Begriff. Statt *tsalem* steht *demüt*. Die beiden Begriffe finden sich zwar auch schon in Gen 1,26 nebeneinander. Aber da sind sie anders komponiert, in anderer Abfolge. In 1,26 wird die Erschaffung des Menschen durch einen göttlichen Entschluß angekündigt. Da heißt es:

*Gott sprach: Laßt uns den Menschen machen als unsere Statue, gleichsam in unserer Ähnlichkeit, damit sie (= die Menschen) herrscherlich weiden den Fisch des Meeres, den Vogel des Himmels, das Vieh und <das Wild> der Erde, und alles Gewürm, das auf der Erde kriecht.*

Da, wo ein Mensch einen ersten Sohn zeugt, zeugt er ihn also *als* seine Ähnlichkeit, *gleichsam* als die ihn, wenn er alt wird, in der Familienleitung vertretende Statue. Da, wo Gott die Menschheit schafft, schafft er sie gegenüber den Tieren *als* seine Statue, *gleichsam* als sei sie Gott ähnlich. Hier wird signifikant mit Formulierungen gespielt. Im einen Fall geht es um den genetischen Zusammenhang zwischen Vater und Sohn, im anderen Fall um die Repräsentanz der Gottheit innerhalb der Schöpfung.

Der Vergleich mit dem Text aus der Lehre für Merikare läßt sich noch weiter ausziehen. Dort waren alle Menschen im *Plural* als Gottes Abbilder bezeichnet worden, hier in Genesis wird der Singular gebraucht: der Mensch, also die Menschheit, ja sogar noch in ihren Differenzierungen – die Urdifferenzierung der beiden Geschlechter wird genannt –, ist als Gesamtheit *die* Statue Gottes. Die Perspektive ist also durchaus unterschiedlich.

Und noch etwas kommt hinzu. In der Lehre für Merikare sind die Menschen das Vieh Gottes, das der Gott selbst weidet. Das Bild vom Hirten findet sich auch in Genesis 1, doch an signifikant anderer Stelle. Hier werden die Menschen als die Statue Gottes geschaffen, damit sie die gesamte Tierwelt weiden. Gerade darin besteht die Funktion einer Gottesstatue: Sie weidet eine Herde. In der Antike war das normalste Bild für den König das Bild des Hirten. Es ist zweifellos auch evoziert, wenn in dem Finalsatz nach dem Gottesbeschluss, den Menschen als »unsere Statue« zu erschaffen, gesagt wird: »damit sie herrschen über den Fisch des Meeres, den Vogel des Himmels usw.« Ich habe deshalb sofort übersetzt: »Damit sie herrscherlich weiden den Fisch des Meeres, den Vogel des Himmels usw.«

Im Schöpfungstext von Genesis 1 wird der Mensch also sofort als König geschaffen, und die Aussage, er sei Gottesstatue, machte das für den Menschen von damals bereits deutlich. Der dann folgende Finalsatz (»damit sie herrscherlich weiden ...«) gab seinen Herrschaftsbereich an. Es ist die gesamte Schöpfung, alle Tiere, die sich in ihr bewegen.

Daraus folgt zunächst einmal, daß ich mit Recht nicht weiter auf die – außerdem auch nicht zu häufigen – ägyptischen Texte geachtet habe, in denen alle oder einzelne nichtkönigliche Menschen als Bilder Gottes bezeichnet werden, sondern mich vielmehr sofort auf jene Aussagen konzentriert habe, wo der König als Statue Gottes gegenüber seinen Untergebenen erscheint. Allein von diesen Texten her läßt sich historisch eine saubere Linie von Ägypten bis zu unserem Text ziehen, und allein von diesen Texten her wird auch die Aussage der Genesis über den Menschen als Statue Gottes, die über alle Tiere der Welt die Hirtenherrschaft ausübt, verständlich.

Doch damit ist nun auch vor allem klar, was es heißt, daß Gott den Menschen als seine Statue geschaffen habe. Die Schöpfung ist ein bergendes Haus, ein erhabenes Haus, nicht nur schützend, sondern auch herrlich wie ein Tempel und wie ein Königspalast mit seiner großen Thronhalle. In diesem kosmischen Haus befinden sich die lebenden Geschöpfe, und die Rolle der Tempelstatue ebenso wie die Rolle des thronend regierenden Königs kommt der Menschheit zu. Nicht einem bestimmten einzelnen erwählten Menschen. Nein, der ganzen Menschheit.

Hier findet sich sofort auf der ersten Seite der Bibel eine Machtkritik ersten Ranges. Die Menschheit insgesamt hat gegenüber den Tieren insgesamt die sorgende Funktion des Hirten

auszuüben. Die Menschheit zusammengenommen, in all ihren Differenzierungen, bis zur grundlegendsten, der zwischen Mann und Frau. Niemand stellt mehr dar, und niemand weniger, wenn es um die eine Statue Gottes in der Welt geht. Alle zusammen gegenüber den Tieren sind die Statue Gottes.

Das wäre nun auszubuchstabieren. Der Schöpfungstext von Genesis 1 buchstabiert es uns noch ein ganzes Stück weiter aus. Wir müßten uns nur den Details des Segensworte Gottes über die Tiere und die Menschen zuwenden, die im Zusammenhang stehen und auf die der Blick auf die Geschlechterdifferenz schon hinlenkt, und ferner dem Wort der Übergabe der Nahrung an Mensch und Tier, das den sechsten Tag abschließt. Doch das würde das Thema, das mir für heute Abend gesetzt ist, sprengen. Ich möchte jetzt nur noch einige Überlegungen anschließen, die das Bild, das sich abzeichnet, auf uns selbst beziehen.

### III. Schlußüberlegungen

#### 1 Mensch und Tier

Genesis 1 ist nicht irgendein Text. Es ist die Ouvertüre der ganzen Bibel. Das Kapitel entwirft ein erstes, grundlegendes Bild der Wirklichkeit als ganzer, und nichts in der Bibel wird dahinter zurückbleiben können. In diesem Bild nun gibt es eine unglaubliche Einheit von Mensch und Tier. Mir ist die Zugehörigkeit des Menschen zur Tierwelt niemals so tief ins Bewußtsein gedrungen wie beim meditativen Umgang mit diesem Text. Vielleicht war ich auch früher einmal von dieser Sache sehr berührt, in meiner Jugend, als ich die ersten Tierbilder von Franz Marck sah. Aber das ist lange her und war längst tief abgesunken. Hier an Genesis 1 und an der zugehörigen Erzählung von der Flut ist es mir neu aufgegangen.

Man kann den Evolutionsgedanken ja auch falsch herum gebrauchen. Man kann den Menschen als den Gipfel betrachten, Endpunkt einer Serie, deren erste Glieder dann nicht mehr brauchbar sind und vergessen werden können. Denkt man einmal so, dann wird man auch den Menschen nur noch in seinen besten Exemplaren als interessant befinden, die wir hoffentlich auch bald schon klonen und damit anders als evolutiv multiplizieren können. Hier in Genesis 1, das im übrigen, ohne daß die meisten Leser es auch nur wahrnehmen, sogar schon die Ansätze der Evolutionslehre in sich birgt, ist der Mensch zwar über das Tier herausgehoben. Aber Menschen und Tiere bewohnen ein einziges Haus,



und der Mensch hat nur dies voraus, daß er für die Tiere die Statue Gottes ist. Als Gottesstatue, als Königshirt hat er die domestizierten und mehr noch die niemals domestizierten Tiere zu weiden. Die Sorge für die Kreatur ist der Sinn seiner Auszeichnung, nichts anderes. Alles ist pervertiert, sobald einzelne Menschen, und meinten sie es zunächst auch noch so gut, sich einreden, sie hätten andere Menschen zu weiden, gar zu regieren. Bald werden sie sie manipulieren. Wenn wir Menschen bleiben wollen, dann seien wir paritätisch zueinander, und gemeinsam gehören wir dann den Tieren.

## 2 Kunst und Kult

Ich hatte gesagt, daß bei der Wortwahl für »Statue« sorgfältig vermieden worden ist, ein Wort zu gebrauchen, das in den Texten vorkommt, die im Kult Israels alle Gottesbilder verbieten. Ich möchte nun hinzufügen, daß das keineswegs heißt, zwischen dem Bilderverbot und Genesis 1 gebe es keine Zusammenhänge, oder gar, Genesis 1 sei am Bilderverbot nicht interessiert. Im Gegenteil. Indem der Text die Menschheit zur Kultstatue Gottes im weltgroßen Kosmoshaus macht, erklärt er nicht nur das Königtum von Menschen über Menschen, sondern zuvor schon jede Art der menschlichen Annäherung an Gott über Kultfiguren als unangebracht, ja falsch. Wenn die Menschheit die Gottesstatue ist, dann haben hölzerne, steinerne oder bronzene Statuen Gottes kein Recht mehr.

Doch die Statuen in den Tempeln waren damals der Gipfel der Kunst. Damit ist unser Text so etwas wie ein Verdikt über die Kunst. Ist er das? Ich würde sagen: zumindest über jenen Zweig der Kunst, der auf Magie aus ist. Der ernsthaft durch das Kunstwerk die Transzendenz in den Griff bekommen will. Wenn man in der Antike Götterstatuen herstellte, dann hatte man durchaus so etwas im Sinn. Die Statue war mehr, als was wir heute ein Kunstwerk nennen. Man war sich natürlich im klaren, daß der Künstler irgendwo, wenn er sich selbst überschreiten wollte, an seine Grenze stieß. Wir warten noch auf die deutsche Bearbeitung eines Keilschrifttextes, der vor einigen Jahren gefunden wurde. Nach dem Hörensagen enthält er ein Ritual für die Herstellung oder besser die letzte Metamorphose einer soeben hergestellten Götterstatue in die Göttlichkeit hinein. Die Riten dauerten mehrere Tage. Die Künstler und Handwerker, die die Statue gemacht hatten, waren am Ritual voll beteiligt. An entscheidender Stelle wurden ihnen die Hände und Arme, mit denen sie gearbeitet hatten, gebunden, sie hoben die gefesselten Hände empor und erklär-

ten vor der Kultversammlung ungefähr dies: »Wir sind nur Menschen, wir haben dieses Gottesbild nicht gemacht. Unsere Hände sind gefesselt, sie können es nicht gemacht haben. Wir wissen nicht, wer es gemacht hat. Es ist ein Geheimnis.« Das, was man in der Statue drin haben wollte, die göttliche Kraft und Gegenwart, konnte gar nicht von Menschen sein. Der Künstler mußte in die Anonymität versinken, damit das, was er gemacht hatte, göttlich wurde. Und selbst das war Illusion. Meint zumindest Genesis 1.

Die Anonymität des Künstlers suchen wir heute nicht mehr. Der Ruhm des künstlerischen Individuums ist zu wichtig. Und doch glaube ich, daß die Versuchung weiterglimmt, im Werk sich selbst zu übersteigen und vom Himmel die Flamme zu reißen, die dann die Welt verwandelt. Der Trieb dazu mag dieses oder jenes Ergebnis produzieren. Vielleicht war das Museum des vorigen Jahrhunderts nichts als ein verkappter Kultraum. Vielleicht erklärt sich manche neueste Installation oder Performance auch ein Stück weit so.

Wir sind hier am Rand der Kunst, da, wo sie den Abgrund des Nichts oder die Herrlichkeit Gottes berührt, quer zu aller vielleicht auch noch vorhandenen Eitelkeit. Israel wußte von dieser Grenze. Israel lehnte den Schritt über die Grenze ab. Israel sah im Kultbild im Tempel, um das die Weihrauchwolken schwebten und vor dem die Riten wogten, einen solchen Schritt über die Grenze. Da wollte der Mensch etwas machen, was nur Gott selber konnte. Gott aber, so sagt der Text von Genesis 1, gab seiner Schöpfung eine andere Gottesstatue. Er hatte sie selbst geschaffen. Es war der Mensch. Hier war menschliche Kunst nicht mehr gefragt. Hier war die Grenze der Kunst. Nochmals also: Ist Genesis 1 gegen die Kunst? Und nochmals: Nein.

## 3 Theologie und Kunst

Die ganze Aussage von Genesis 1 wäre ja gar nicht zu machen, gäbe es nicht unter Menschen zuvor schon die Kunst. Wie könnte der Text Gott als Weltraumarchitekten darstellen, wenn es in unserer normalen Welt keine Architekten gäbe? Wie könnte er Gott den Menschen als Gottesstatue erschaffen lassen, wenn es nicht jene Außenseiter der Menschheit gäbe, die ihre Lust daran haben, Bilder und Plastiken anzufertigen? Könnten die Theologen überhaupt zu denken und dann vielleicht sogar zu sehen beginnen, wenn nicht vorher andere die Dinge und Ereignisse dieser Welt mit neuen Augen gesehen und dabei Neues gedacht hätten? Was

liegt daran, daß sie sich am Rand ihrer Möglichkeiten vielleicht auch am Unmöglichen versuchen und daß dann die Theologen Einhalt gebieten und ihnen zurufen: Kultbilder – nein!? Es geht ja ums Sehen der Welt überhaupt. Wer kann sie denn sehen und andere sie neu zu sehen lehren, wenn nicht die Künstler, indem sie sie darstellen in all ihrer Größe und all ihrem Elend?

Eigentümlicherweise finden sich auch nirgends in der hebräischen Bibel so große und positive Worte über die Künstler wie gerade in jener literarischen Schicht, der unser Text aus Genesis 1 angehört, der sogenannten Priesterschrift. Sie kommt im biblischen Erzählungsgang wieder voll zu Wort, wenn Israel Ägypten mit seinen Götzenbildern verlassen hat, am Sinai angekommen ist und dort ein Heiligtum errichtet. Da sind auf einmal die Künstler gesucht, die Kunstfertigen mit weisem Herzen und eifrigem Geist, die spontan erscheinen und dem Heiligtum seinen Glanz verleihen. Es hat keine Statue – das goldene Kalb, das Aaron gegossen hatte, während Mose auf dem Weltenberg weilte und das Modell des Heiligtums zu

sehen bekam, hat Mose zerhackt und zermahlen. Aber das anikonische Heiligtum, in dem nur die Lade des Bundes steht, keine Statue Gottes, muß selbst das höchste Kunstwerk sein, aus Holz, aus Metall, aus Stoffen. Es stellt die Welt dar, doch es muß herrlicher sein als die wüste Welt, die Israel am Sinai umgibt, ja als die vollgestaltete Welt, die es in Ägypten hinter sich ließ. Die Priesterschrift zählt gar die Namen der Künstler auf, die Mose zu Hilfe kamen, um jenes kosmische Zelt zu gestalten, auf das dann die Wolke der göttlichen Gegenwart niedersank.

Die Welt braucht die Künstler, damit sie die Welt erst auf das hin durchsichtig machen, was sie ist. Nur weil sie das tun, können dann Texte entstehen wie jener Schöpfungstext am Anfang der Bibel. Keiner von uns könnte ihn auch nur verstehen, wenn wir nicht ebenso wie die Theologen, die den Text verfaßt haben, selbst von der Kunst schon herkämen und bei ihr schon das Sehen gelernt hätten. Wüßten wir denn sonst überhaupt, was eine Statue ist und welche Kraft in ihr stecken kann? Könnten wir sonst jemals verstehen, was es heißt, daß Gott den Menschen als seine Statue erschaffen hat?